

Verbundkatalog Kalliope

In: Das Neue Tage-Buch. Jg. 5, H. 23, 1937, S. 547, 548.

"Der Reisepass".

Mann, Klaus

1937

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

„Der Reisepass“

Von Klaus Mann

Ein deutscher Schriftsteller sein in diesen Läuften, — unter den abnormen, bedrängenden Umständen, welche die unseres Lebens und Arbeitens sind, — wahrlich ein Schicksal, problematischer als dieses, gefährdeter, anspruchsvoller, ist kaum zu denken! Gerade die empfindlichsten Seelen verfinstern sich leicht; gerade die wache und geschulte Phantasie quält sich am heftigsten mit der Vorstellung all des Unsäglichen, was in der gemiedenen Heimat täglich geschieht, und das geschärfte moralische Gewissen findet sich am schwersten mit dem impertinent sich blähenden, sich selbst genießenden Unrecht ab. Mancher, der in friedlicheren Zeiten Gutes und Bedeutendes zu geben hatte, versagt und versiegt; der schöpferische Dämon verlässt ihn, die artikulierte Sprache erstickt ihm im Wutschrei oder im Klage- und Jammerlaut oder im trostlosen Schweigen. Andere wieder sehen wir auf dem Rückzug begriffen, auf der Flucht in abseitig-holde Landschaften, es eckelt sie vor der Zeit, deren Zeugen und Opfer zu sein ihnen aufgetragen, und sie suchen Trost in Gegenden des Geistes, wo die bittere Problematik der Epoche keine Gültigkeit hat...

Da so viele sich verraten oder müde werden, abseits stehen oder dem Eifer des Kampfes ihr Künstlertum opfern, empfangen wir um so dankbarer die Gaben derer, die weder verzweifelt sind, noch eigenbrötlerisch-abseitig, noch journalistisch verflacht; sondern die sich der Zeit-Problematik mutig stellen, Würde und Ernst, Reiz und Adel ihres Künstlertums aber zu bewahren oder noch zu steigern vermögen. Zu diesen wenigen, die sich von der fürchterlichen Aktualität nicht umbringen, sondern stark machen liessen, rechnet zweifellos der Schriftsteller *Bruno Frank*. Gerade ehe er sein 50. Jahr vollendet, auf der Höhe seiner äusseren Laufbahn, — ein international gefeierter Dramatiker, ein in allen Ländern gelesener Erzähler, — legt er uns sein reifstes und schönstes, reichstes und erregendstes Buch vor: „*Der Reisepass*“, Roman, im Querido-Verlag, Amsterdam.

Der Dichter, dem wir für diesen glanzvollen Zeit-Roman dankbar sein müssen, ist innig beteiligt an allen harten Sorgen der Zeit, aber er ist nicht bitter. Seine Anklage ist heftig, zornig, schonungslos, er nennt die Dinge beim Namen, — aber es fehlt jeder schrille Ton, jede Nuance von Hysterie, jede Masslosigkeit, jede Entgleisung. Es ist viel Erbarmen in seinem Werk, aber keine Wehleidigkeit; in jeder Zeile zittert die Erregtheit, die intime und direkte Betroffenheit, — und doch ist die Sprache, in der die Erzählung sich vorträgt, männlich gefasst, von schöner rhythmischer Führung, präzise und oft wunderbar anschaulich in der Schilderung des Details, — so dass Bruno Frank wohl auf sich beziehen darf, was sein Held — der junge Prinz Ludwig von Sachsen-Camburg — mit lustvollem

Schauder empfindet, da er in der öffentlichen Bibliothek zu London bei seiner Arbeit über Goya sitzt: „Dass ihm die Sprache sich wirklich darbot, dass seine Sätze ihren festen Gang hatten und den Atem des Lebens.“

Die Londoner Bibliothek ist schon fast die letzte Station, bis zu der wir den Weg des Prinzen-Emigranten verfolgen, — ein langer Weg ist zurückgelegt, viele Abenteuer sind schon bestanden, und, da wir Zeugen dieses harten Weges, dieser Abenteuer waren, ist der junge Ludwig uns lieb geworden wie ein lieber Freund.

Zu Anfang finden wir ihn mehr charmant als bedeutend. Seine schönsten Eigenschaften entwickeln und offenbaren sich erst angesichts der schaurig sich verändernden Umstände und Verhältnisse: erst durch die Begegnung mit dem durchaus Bösen, minderwertig Tückischen und Brutalen, erst in der schmerzlichen und aktiven Auseinandersetzung mit den schlimmen Mächten kann aus dem etwas träumerischen und empfindsamen kleinen Aristokraten der Kämpfer, der wirkliche Edelmann, der junge Ritter ohne Furcht und Tadel werden.

Aus dem Milieu, dem der junge Prinz Ludwig entstammt, kommen die Helden, die lauterer und festen Charaktere heute freilich nur noch sehr ausnahmsweise. Es ist ein abgestorbener Stamm, an dem diese edle Reis erblüht; es ist eine resignierte, verstaubte, zur Tatenlosigkeit und zum mählichen Sterben verurteilte Gesellschaft, in der wir Ludwig seine Kindheit und die Knabenjahre verbringen sehen. Es muss Franks Absicht gewesen sein, — und wir möchten sie fast als eine dichterische Laune bezeichnen, — uns als antifascistischen Kämpfer diesen Prinzen-Jüngling vorzuführen: diesen Ausnahmefall, dieses nicht-typische Exemplar. Aber wie gerne vergeben wir ihm diese etwas romantisch-willkürliche Helden-Wahl, wenn wir die erfreuliche Bekanntschaft des Prinzen Ludwig gemacht haben und ihn gerne mögen, um seiner Noblesse und seiner Gescheitheit, seiner Tapferkeit und seiner Anmut, seiner Bravheit und seiner Zärtlichkeit willen. Uebrigens verdankt dem Umstand von Ludwigs fürstlicher Herkunft das Buch einen Teil seiner poetischen Reize — : in den realistisch-politischen Roman kommt durch dieses Prinzen-Motiv ein Element und Einschlag von Märchenhaftem und von abenteuerlicher Helden-Chronik. Mag diese romantisch-balladeske Nuance vom Autor beabsichtigt sein oder nicht: ich spüre sie in der Komposition des Ganzen, etwa in der Charakterisierung der beiden Frauen, denen der Prinz im Laufe der Erzählung nahekommmt: wie die irdische und die himmlische Liebe sind sie mit einer schönen, kühn-naiven Deutlichkeit einander gegenüber gestellt, — Susanna, Gattin des Professors Rotteck, den sie verlässt, üppig strahlend in ihrer reifen, erfahrenen, ruchlos un-

widerstehlichen Sinnlichkeit, — und Ruth Wetzlar, Tochter des blinden Frankfurter Antiquars, mit dem Ludwigs fürstlicher Vater sich über seine Münzensammlung zu besprechen, pflegte und den die Nazis dann umbringen: Ruth, die vom Leid ihres persönlichen Schicksals und ihrer ganzen Rasse Gezeichnete, Ueberzarte, fast Entkörperlichte. Noch auffälliger wird der romantisch-märchenhafte Einschlag durch das Motiv vom Smaragd, — diesem kostbaren Familienbesitz, edelstem Stein und wahrem Talisman, den die kranke Mutter ihrem zweiten und liebsten Sohn um den Hals gehängt hat. Es ist der Smaragd der Maria da Gloria: „Höchst künstlich hatte man ihn zum Wappenschilde gearbeitet. In sein satt leuchtendes Grün war das Wappen eingeschnitten mit der goldenen Krönungskrone darüber. Es zeigte sieben goldene Türme, und die Türme wiederum hatten winzige Türchen aus Saphir.“ Dieser Smaragd — ein echtes Zauber- und Märchenrequisit — ist es, der — zwar nicht dem Prinzen selber, aber doch dem Menschen, ohne den er nicht mehr leben könnte, das Leben retten wird: denn da Ruth Wetzlar, die Tochter des Erschlagenen, die „himmlische Liebe“, in London sehr krank wird und kein Geld vorhanden scheint, um den teuren Spezialisten zu zahlen, da taucht der kostbar-köstliche Stein, der schon halb vergessen, oder doch für die Stunde höchster Dringlichkeit aufgespart war, wundersam wieder auf, und nun darf Ruth Wetzlar am Leben bleiben, für Ludwig und mit Ludwig am Leben bleiben...

Ich erwähne die romantisch-balladesken Elemente in Franks vielschichtigem und geistig reichem Roman, — und ich fürchte schon, sie übermässig zu akzentuieren, ihre Bedeutung zu übertreiben. Denn natürlich handelt es sich bei ihnen doch nur um Neben-Reize, um eine lieblich-überraschende Zugabe gleichsam; um einen besonderen, bunten und zarten Faden, der in diesen Teppich gewebt, — um eine geisterhaft holde Farb-Nuance, die auf dieses strenge und ernste Bild getupft wurde. Zunächst und vor allem bewundere ich den „Reisepass“ als politischen Roman grossen Stils; als ein anklagendes und klärendes, die Wahrheit mit Mut und tapferer Deutlichkeit präzise aussagendes Werk.

Prinz Ludwig verlässt Deutschland, weil er die Nazis hasst. Es kommt auch noch ein äusserer Anlass hinzu, — eine etwas phantastisch-monarchistische Verschwörung, in die sein ergebener Freund und Lehrer, Doktor Steiger, ihn verwickelt und die aufgedeckt wird; aber lange hätte er es in der verpesteten Luft doch keines Falles mehr ausgehalten. Sein erster Zusammenstoss mit den neudeutschen Barbaren liegt schon weiter zurück: gleich während der ersten Monate des Hitler-Regimes wird sein verehrter Lehrer und Meister, der Kunsthistoriker Rotteck, zum Opfer rowdyhafter Studenten-Anpöbelungen und Prinz Ludwig stellt sich ostentativ auf seine Seite. Sein Bruder, der Erbprinz August, geht streberisch mit der neuen Macht, — bei der er übrigens kein Glück erlebt. Ludwig macht keine Kompromisse. Zwischen seiner echten, legitimen Gut-rassigkeit und dem blöden Rasse-Fimmel gibt es keine Möglichkeit der Verbindung oder der Versöhnung.

In der Fremde geniesst Ludwig von Sachsen-Camburg keinen jener Vorteile mehr, die das Prinzentum sonst mit sich bringt: er ist arm, und seine Familienbeziehungen darf er, der Vertriebene, nicht mehr in Anspruch nehmen. Wir sehen ihn, in einer Art von „Prolog“ oder Vorspiel, bei seiner Ankunft in der ungastlichen und steinigten Landschaft der Emigration, in der tschechoslowakischen Grenzstadt Kumerau. Von dem Kumerauer Wirtshaus — dessen Trostlosigkeit mit meisterhafter Eindringlichkeit geschildert ist — führt der bittre Weg weiter: nach Prag — wo Ludwig dem Ehepaar Rotteck wieder begegnet und den kurzen, heftigen und unerlaubten Liebesrausch mit Susanna erlebt —; zurück nach Deutschland, wo er verkleidet, mit falschem Pass reisen muss und seinen alten Freund und Lehrer, den Schwärmer für die monarchische Idee, den rührenden Steiger aus dem Konzentrationslager befreit. Von nun ab sind es ihrer zwei, die wir die Emigrations-Strasse ziehen sehen, — der junge Prinz und sein armer, halb verstörter Mentor, den er nun führen muss: nach Belgien erst, dann nach England. In London schliesst der Roman, für Ludwig aber beginnt das Neue: in dem Kuppelsaal des „Lesedoms“ erfüllt sich doppelt sein Schicksal, er findet den starken, stärkehenden, zuverlässigen Trost der Arbeit, — und er findet den Menschen, an dessen Seite noch das Aeusserste an Ungewissheit, Jammer und Entbehrung erträglich wäre. So stehen wir, mit dem jungen Helden, beim Ende des Buches an einem Anfang. Wir spüren und wissen: er wird es furchtbar schwer haben, aber untergehen wird er nicht. Wir wissen auch: seine Kräfte werden unverbraucht sein, und er wird ganz bereit sein, an dem Tage, da er Deutschland wiedersehen wird, — aber dann nicht mehr mit falschem Pass und Namen.

Das Buch führt uns in viele Städte, in viele Landschaften und in viele Räume; es macht uns vertraut mit einer Anzahl von Menschen, und die Stadtlandschaften werden lebendig, anschaulich, plastisch vor uns, wie die Menschengesichter. Welch noble Sicherheit des Erzählens, welch wundervolle Genauigkeit der Darstellung hat Bruno Frank erreicht! Angesichts seiner schönen, fest geprägten, substanziellen Prosa fällt mir ein Wort der Begeisterung ein, dass ich in der Kritik eines Deutschen aus der romantischen Schule über ein Buch — vielleicht über ein Buch von Goethe — fand. „Wie schön!“ ruft der Kritiker aus. „Wie wirklich! Wie *seiend*!“ Das gilt von Franks epischer Sprache auch. Sie hat Gültigkeit, Wirklichkeit, hat Substanz.

Es ist ein sonderbares, strenges Gesetz: dass die, so sich dem Geist entfremden, sich auch der Wirklichkeit entfremden, fahrig werden, verblasenes, mattes Zeug schreiben. Die aber dem Geist und der Sittlichkeit, die er postuliert, die Treue halten, bleiben auch der Wirklichkeit nahe, und was sie zu sagen, zu berichten haben, behält den schönen, gesunden Zusammenhang mit ihr; ist echt, ist gültig, ist *seiend*, — wie jede Zeile in Bruno Franks prachtvollem Roman „Der Reisepass“.